

Auftrag und Persönlichkeit

Autor(en): **Schumacher, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUFTRAG UND PERSÖNLICHKEIT

Eine Betrachtung

von Oberstdivisionär Edgar Schumacher

Zu den Merkmalen unserer Zeit und unseres Treibens scheint mir die Lehr- und Lernbegierde vornehmlich zu gehören. Wenn ich sage, daß ich ihr nicht ohne Mißtrauen und mit geringer Liebe begegne, so ist dies wohl wenig geeignet, freundlicher Billigung zu rufen. Es soll aber doch daraufhin gewagt sein. Vielleicht, daß sich immerhin einiges noch bis zur Zustimmung verdeutlichen läßt.

Es kann nicht die Rede davon sein, die Notwendigkeit des Lehrens und Lernens irgend in Frage zu stellen. Das sind nützliche und unentbehrliche Dinge. Sie bleiben es, solange sie an ihrem rechten Ort stehen. Dieser rechte Ort ist der Anfang; wir aber in unserer Lernbegierde stellen sie ans Ende, und dort wirken sie traurig und bedrückend. Sie sind geeignet, eine gute Basis zu bilden, aber sie taugen nicht zum Gipfel und zur Krönung. Sie halten uns im Vorhofe fest und trennen uns von den herrlichen Bezirken des Denkens und des Lebens. Es ist, wie wenn man im Lesen dort aufhörte, wo das geläufige Buchstabieren erreicht ist, gänzlich davon unberührt, daß das Gültige erst eintritt, wo hinter dem Worte das Bild und aus dem Wortgefüge der Sinn aufleuchtet. Und zwischen Lernen und Leben wählen wir vorzugsweise so, wie es Spitteler in der «Imago» einmal auf das erbaulichste malt: «Wenn man euch zur Rechten die Tür zum Paradiese auftäte und zur Linken einen Vortrag über das Paradies ankündigte, ihr würdet sämtlich am Paradies vorbei in den Vortrag laufen: Interessant, interessant!»

Wir unentwegten Mechaniker wissen, daß die Gerade die kürzeste Verbindung von zwei Punkten ist, und wenden das mit der größten Selbstverständlichkeit und dem grimmigsten Mißerfolg auf jene inneren Bereiche an, die unter so ganz anderen Gesetzen stehen: «Wehe dem, der überall das Lineal anlegt!» sagt Raabe einmal.

Von den mannigfachen menschlichen Beziehungen steht im besonderen das so gewichtige Verhältnis von Chef und Untergebenem sehr unter diesem fragwürdigen Aspekt. Es ist doch weitgehend so, daß der Vorgesetzte seine Bestimmung darin sieht, Anweisung

zu geben, was zu tun, und Anleitung, wie es zu machen sei; daß der Untergebene seinen Daseinszweck im treuen Aufnehmen und Beherzigen sucht. Es mag noch einmal gesagt sein, daß wir das nicht geringschätzen wollen, daß wir es als einen rechten Anfang gelten lassen. Aber doch immer nur als einen Anfang; und bei ihm soll man nicht stehenbleiben. Einmal müssen die Pforten des Denkens und des Lebens sich auftun; und der wahre Wert einer Zusammengehörigkeit und Zusammenarbeit erblüht erst dort, wo auf den beiden Seiten von diesen Reichen her Zuschuß geleistet und Selbstgeschaffenes erbracht wird.

Uns ist jener schöne Schopenhauersche Begriff des Selbstdenkens vor Augen. Welche Dumpfheit liegt über jedem Miteinanderschaffen, das nicht zuerst und zuoberst an jeden die Forderung zum Selbstdenken stellt! Aber wir verleugnen sie oft, weil Lehren und Lernen bequemer ist und jene uns so liebe gerade Linie erkennen läßt. Und auch das andere spricht mit, daß ich als ein Belehrender gar nichts brauche als die Sicherheit meiner Position; daß ich aber als ein Schenkender völlig angewiesen bin auf die Fülle des inneren Reichtums.

Und hier mag unser eigentlicher Gegenstand uns anzurühren beginnen. Das Verhältnis Auftrag—Persönlichkeit soll uns nahekommen als ein zu Erführendes, das in sich die wesentlichsten Ingredienzen nicht nur unserer Zufriedenheit, sondern auch wohl unserer Glückseligkeit selber trägt. Die Lehre soll fernab bleiben. Wenn wir an Gewinn denken wollten, so könnte er einzig in der Verpflichtung zur Sammlung bestehen, etwa nach dem starken Gleichnis des Angelus Silesius:

«Viel eher wird dir Gott, wenn du ganz müßig sitzt,
Als wenn du nach ihm lauffst, daß Leib und Seele schwitzt.»

Durch Zeit und Unbill hindurch begleitet uns nichts anderes mit unbedingter Gewähr als unser eigenes Wesen. Mit ihm haben wir die Aufgabe «Existenz» zu erdauern. Anfang und Ende unserer Wirkung ist hier eingeschlossen. Es ist daneben von geringem Belang, in welchen Meinungen und Auffassungen dies unser Wesen laut wird. Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß man vor späterem Urteil nicht gefragt wird, *wo*, wohl aber, *wie* man gestanden. Eben dieses Wie enthält doch die Frage nach dem Wesen selber. Daß wir als Lebendige unseren Weg gehen, darauf wird es wohl ankommen; und die Intensität unseres Lebendigseins ist schon etwas wie ein Gradmesser unseres Wertes.

Oder müssen wir sagen: unserer Nützlichkeit? Wie schnell der Widerspruch uns immer einfängt, wenn wir der Konsequenz nach-

eilen! Unser Ich wirkt nur in der Anwendung. Meinungen und Ueberzeugungen sind seine Ausfallspforten in die Welt. Da nähern wir uns dem Gedanken des Auftrages. Er umschließt das erfassbare Ziel unseres Hierseins. Nur *aus* uns selber können wir wirken, aber ganz augenscheinlich müssen wir wirken *für* etwas, das außerhalb des Ich liegt. Wir mögen das den Lebensauftrag nennen. Es ist unsere Berufung, die sich dann wohl unter dem derben Zugriff der Wirklichkeit zum Beruf verdichtet. Es ist vielleicht das nämliche, was Cicero unter den «*officiis*» versteht: «Es durchdringt alle Lebensäußerung; in seiner Pflege liegt alle Ehre, in seiner Vernachlässigung alle Schmach.»

Wir nehmen für unsere Betrachtung den Auftrag immer in diesem erfassendsten Sinne; dabei wohl bedenkend, daß er in der Praxis in Einzelforderungen gespalten uns gegenwärtig wird, bis herunter zum Anspruch des Tages. Wir erfahren es auch, daß die Bedrängnis durch den Einzelauftrag um so brennender wird, je verständlicher er jenem Mittelpunkte zustrebt, den wir für einmal mit dem Begriff des Lebensauftrages umschreiben.

Eine Frage, die zu Beginn von höchster Bedeutung erscheint, will uns mit der Dauer und der Beharrlichkeit des Erlebnisses bis zum Bedeutungslosen herabsinken, die Frage nämlich, wieweit der Auftrag aus freier Wahl, wieweit er durch Schicksal und Fügung uns zufiel. Auf große Distanz fällt das völlig zusammen. Und die eine Erkenntnis geht früher oder spät jedem Tätigen auf, daß überall Rhodus ist, und daß kein Mensch darnach fragt, ob ich als ein Vergnügensreisender oder als ein Schiffbrüchiger an diese Küste gelangt sei. Ich bin nun einmal da, und von jetzt an gilt es.

Das Verhältnis dieser beiden, der Persönlichkeit und des Lebensauftrages, ist für jetzt unser Gegenstand. Die Probleme drängen sich zu; wir werden sie mehr zu wählen und zu ordnen als aufzujagen haben. An das schwerste treten wir nicht ohne Scheu heran: daß wir Unendliches mit Endlichem in Parallele bringen sollen. Die Persönlichkeit lebt vom Ausblick nach dem Unbegrenzten:

«Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen? —
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!» (Goethe)

Verzicht und Bescheidenheit sind uns hier schlechterdings unmöglich, weil mit ihnen die Preisgabe des Gefühls für Wirkung und damit auch für den Auftrag zusammen ginge. Die Persönlichkeit braucht zu ihrer Rechtfertigung keine Berufung an das Fassbare; der Auftrag aber braucht sie. Er ist auf Realisierung ange-

wiesen. Und wenn diese auch vollkommen geistiger Art sein kann, so bleibt sie doch immer innerhalb der Bedingungen der gegenwärtigen Existenz.

Weil das Dauernde den Vorzug hat vor dem Vergänglichen, so stellen wir das Recht der Persönlichkeit voran. «Höchstes Glück der Erdenkinder», nennt Goethe sie. Oft mag sie uns auch wie die schwerste Pflicht erscheinen. Denn der Kampf um ihre Behauptung ist ein unablässiger und zuzeiten wohl ein ingrimmig harter. Keine Macht kann uns seiner entheben; und kein Ersatz ist hier dem Verlust gewachsen. Es sind Erkenntnisse, die von fernen Zeitaltern herklängen, daß der Gewinn der ganzen Welt den Schaden an der Seele nicht gutmache. Darüber hilft uns auch der eigenwillige Philosoph nicht weg, der im Buch vom «Einzigem und seinem Eigentum» erklärte: «Und nun nehme Ich die Welt als das, was sie Mir ist, als die Meinige, als Mein Eigentum.» Der Besitz der Welt garantiert die Unversehrtheit der Persönlichkeit noch nicht.

Da spüren wir wohl, daß es sich hier nicht um ein Besitzergreifen handelt, auch nicht einmal um ein Festhalten. Nicht was wir nehmen, sondern das, was wir geben, erhält unsere Persönlichkeit. Unsere höchsten Erhebungen liegen so oft im scheinbaren und wohl auch im wirklichen Verzicht. Und im Zeichen der Hingabe gedeiht auch die Persönlichkeit. Abermals stehen wir vor einer jener seltsamen Konsequenzen des Seelischen, die so ganz anderen Charakters sind als die des zweckbestimmten Denkens, und die uns verwirren wollen durch den unlösbaren Widerspruch. Wir hören ein tiefes Wort Herders:

«Willst du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgste Feindin, die Persönlichkeit.»

Das will sich in keiner Weise versöhnen lassen mit dem, was uns bisher bedrängte. Aber wir ahnen, daß die Besitzverhältnisse in diesen inneren Bezirken in einem genauen Gegensatz stehen zu dem, was uns selbstverständlich ist, daß mir das am innigsten zuteil wird, was ich ausschicke, daß ich dann am sichersten Ich bin, wenn ich nicht mit der Krampfhaftigkeit der Schwäche mich aufdrängen muß. Dann teilen wir doch am Ende jenen frommen Wunsch, in den es bei Herder ausklingt:

«. . . und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befrein.»

Es wird dabei bleiben, daß unser innigstes Anliegen die Erhöhung des Eigenen ist, nicht aber, daß es in eigener Herrlichkeit

leuchte, vielmehr daß es nutzbar werde zu Dingen, die jenseits des persönlichen Anspruches und fernab dem persönlichen Gewinn liegen: daß es zum Dienst reif werde. Unsere Persönlichkeit wird uns bleiben, auch dann, wenn unser Auftrag längst erfüllt oder versäumt ist. Aber von diesem Erfüllen oder Verabsäumen her geht etwas Kennzeichnendes mit, Siegerkranz oder Brandmal, und ist fortan vom Wesen nicht mehr abzusondern. So bleibt für den Augenblick und auf die kurze Sicht der leiblichen Existenz die Erfüllung des Auftrages denn doch das, worauf es ankommt.

Immer wieder rückt uns dieser zeitlich begrenzte Auftrag in den Umkreis des Wirklichen und des Erreichbaren. Ob Gedanken und Sehnsucht auch hinausflüchten möchten über den engenden Bannkreis des Geformten, das hält uns fest, etwas gewalttätig zuweilen, aber doch recht und zum Zwecke. Es bleibt ja freilich des zu Ueberwindenden genug, und die Gesamtlage entwickelt sich gerne in der Grenznähe des Tragischen. Unsere aus Erleben und Entsagen gewonnene Gewißheit, daß Gewinn im Verzicht liege, stößt doch immer wieder hart an das Bedürfnis des Ichseins, an die bohrende und beharrende Forderung nach Geltung. Wenn da etwas uns befreit, so ist es das Gefühl für die Würde des Dienens, die eigentliche Leidenschaft des Dienendürfens, die in seltsamer Wandlung den ganzen Stolz des Persönlichen in sich zu sammeln und bis zur Ruhe zu erfüllen vermag.

Es ist nicht so, daß der Auftrag uns säuberlich nach dem Maß unserer Persönlichkeit zugeschnitten würde. Unser Verhältnis zu ihm will erschaffen und will erstritten sein. Das geht ohne Mühe, Enttäuschung, Ueberdruß, Zweifel nicht ab. Den beglückenden Einklang bringt nur die hohe Stunde; manchem bleibt sie für immer aus. «Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.» Wenn hier Goethe den unglücklichsten Fall des Verhältnisses von Auftrag und Persönlichkeit zeichnet, so bleibt auch in der freundlicheren Mittellage des Fragwürdigen noch genug, und auch der Begünstigte erlebt zu allen Zeiten die Härte des Streites und die Ungewißheit des Siegs.

Nun ist vielleicht aber zu sagen, daß für das, was als Leistung und damit als Wert von uns ausgeht, es viel weniger von Bedeutung ist, wie sehr der Auftrag uns beglücke, als vielmehr, wie sehr er uns bedränge. Unser eigenes Wohlbefinden spricht leider nur sehr bedingt mit. Die Erfahrung, daß Gültiges nur durch Widerstreit sich erhärte, zwingt uns zu kämpferischer Haltung. Dabei bleibt die Behauptung gegenüber dem Anfall von außen das Harm-

lose; die Bedrohlichkeiten liegen darin, daß es im Innern so getümmelvoll zugeht. Hier erreicht die Auseinandersetzung mit dem Auftrag ihre Höhe und ihre volle Schärfe. Hier wird auch das Verhältnis zwischen Auftrag und Persönlichkeit seinen eigentlichen Charakter kundtun. Gewisse Typen möchten sich doch erkennen und unterscheiden lassen.

Am unbefangenen ist der Mensch, in welchem der Auftrag wie eine Naturgewalt wirkt. Das Selbstverständliche ist immer von besonderer Wirkung; auch die Nachfolge findet sich gerne und zahlreich. Bedenklich bleibt, daß die Richtung mit Vorzug dem Bösen entgegen ist. Die Einheit von Auftrag und Anlage spricht bei den Abenteurern sich besonders überzeugend aus. Es hat etwas für sich, was Montesquieu einmal sagt: «Ce sont toujours les aventuriers qui font de grandes choses, et non pas les souverains des grands empires.» Das wird mit der großen Aktivität des Negativen zusammenhängen, die ja wohl die Erbkrankheit des Lebendigen überhaupt ist. Es ist leicht, mit seinem Auftrag eines zu werden, wenn dieser dem Schlimmen zugekehrt ist.

Und so mögen wir es als ein Merkmal des im guten Sinne Berufenen ansehen, wenn ihn der Auftrag als Belastung anfällt oder begleitet. Da ist das Mühen in der Tat ein unablässiges. Jeder Schritt voran ist Zeugnis eines Sieges und einer Ueberwindung. Auch die eigene Natur und das eigene Begehren will bezwungen sein. So werden im steilen Aufstieg jene Höhen erreicht, zu denen die Menschheit bewundernd und übellaunig aufschaut.

In der rechten und brauchbaren Mittellage des Menschlichen erfüllen wir den Auftrag als eine Forderung, die Anspruch und Verheißung gleichermaßen enthält, Anstrengung und Befriedigung in einem zuträglichen Ebenmaß uns verspricht. Wir möchten doch gerne gewiß sein, daß unser Persönlichkeitsbedürfnis nicht einfach zu verstummen hat, daß auf dem Wege der Auftrags Erfüllung auch für uns einiges Erlaubte und Statthafte zu ernten ist. Unter solcher Voraussetzung stellen wir uns gerne in den Dienst.

Unzufrieden bleiben wir dabei immer. Und das mag so recht sein, wenn sich nur die Unzufriedenheit in gerechter Verteilung gegen uns und gegen den Auftrag richtet. Sie ist ja der einzige allezeit zuverlässige Impuls. Das Größenverhältnis zwischen uns und dem Auftrag ist uns ein unversiegbarer Anlaß zum Bemängeln; in der Voraussicht und im Anspruchstellen zumeist in dem Sinne, daß uns der Auftrag zuwenig, in der Praxis vielfach so, daß er uns zuviel ist. Schon darin deutet sich ein erträgliches Gleichgewicht an. Daß wir weniger haben, als wir verdienen, das

versteht sich; daß wir weniger leisten, als der Auftrag von uns erwartet, das ist eine nicht leicht zu verkennende alltägliche Erfahrungstatsache.

So eindrucksvoll es gesagt ist, daß der Mensch mit seinen größern Zwecken wachse, man wird es nicht ganz ohne Vorbehalt gelten lassen. Am Ende wird doch nur sichtbarer, was von Anfang schon in ihm ist. Und der Charakter der Wirksamkeit wird kaum mit der Weite des Bereiches sich wesentlich wandeln: «Les grands emplois ne font pas les grands hommes, mais les grands hommes communiquent de la grandeur aux moindres emplois» — in diesem Ausspruch von La Bruyère mag das wahre Verhältnis festgehalten sein.

Dabei bleibt es unbestritten, daß der Umfang des Auftrages in seiner tatsächlichen Gestaltung zu groß oder zu gering für die Persönlichkeit sein kann. Da lohnt es sich, zu betonen, daß damit nicht notwendig eine Einbuße für das Persönliche verbunden sein muß. Für den ersten Fall ist das noch wichtiger als für den zweiten. Wir erinnern uns an ein Beispiel:

Im Kriege von 1866 war der Befehlshaber der österreichischen Nordarmee, Feldzeugmeister Ludwig von Benedek, seinem Auftrag, den man «unter Anrufung seiner Untertans- und Soldatentreue» ihm aufgedrungen hatte, offensichtlich nicht gewachsen, und sein Versagen rief der Katastrophe. Was Auftrag gewesen und Aufforderung zum Handeln, wurde nun Schicksal und Verpflichtung zum Tragen. Und diesem ist er gerecht geworden. Erzherzog Albrecht, der nicht in allen Stücken ihm billig begegnete, mußte jenes eine ihm vorbehaltlos zugestehen: «Ist es nicht edler und der Gesamtheit nützlicher, wenn ein unglücklicher Feldherr nach einer Katastrophe die ganze Schuld auf sich nimmt und in schweigender Resignation sein hartes Schicksal erträgt? Verdient er nicht dafür dankende Anerkennung seitens aller Billigdenkenden? Muß ihm nicht jeder echte Soldat, jeder edelgesinnte Mann dies hoch anrechnen und mit Teilnahme lohnen?» Der Auftrag blieb unerfüllt; der Persönlichkeit ist, auch im vergänglichen Bilde, nicht Gewalt noch Abbruch geschehen. Ein sonst eher dunkles Faustwort wird uns überzeugend hell: «Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person» (II. Teil, 3. Akt).

Viel verheißungsvoller aber für die Persönlichkeit kündigt jener andere Zustand sich an, wo der Auftrag an sichtbarer Weite und Wichtigkeit zurückbleibt hinter der Bereitschaft und der Gabe des Individuums, wo es also nie in der äußeren Wirksamkeit dorthin kommt, wo nun eigentlich sein Platz wäre. Das verweist mit einer unerbittlichen Entschiedenheit immer wieder nach innen, dorthin

eben, wo die wichtigen Dinge geschehen, und hat Echtheit und Intensität zum Ergebnis. Den wahrhaft großen Erscheinungen erwirkt das dann jenen Gutschein auf die Nachwelt, der mit absoluter Sicherheit eingelöst und manchmal fast überschwenglich honoriert wird.

So bevorzugt dieser Zustand ist, so wird er dadurch für den Lebenden noch lange kein angenehmer. Auch für den, der seines Auftrages sehr gewiß ist, bleibt es belastend, ganz nur auf das angewiesen zu sein, was er nicht mehr sehen wird, oder, um mit Schopenhauer zu reden, «warten zu müssen, bis die Narren ausgenarrt haben, das Gelag zu Ende und alles zu Bette gegangen ist». Und auch Menschen von einer fast grenzenlosen Fähigkeit der Hingabe werden nicht leicht die Welt verlassen, ohne es einmal ausgesprochen zu haben, daß das Ausbleiben des Auftrages, der ihrem Wert Genüge täte, schmerzlich war. Wir erinnern uns der Worte Scharnhorsts auf dem Sterbelager: «Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!»

Inzwischen ist eine Frage laut geworden und will sich nicht mehr abweisen lassen: Wie steht es denn eigentlich mit dem Wissen um den Auftrag? Wie verhalten Klarheit, Ahnung und Unbewußtes sich zueinander? Mehr als ein paar streifende Anleuchtungen dürfen wir kaum wagen. Aber das will sich abheben, daß das Bewußte wenig und das nicht Bewußte sehr viel ist. Wir hören Oliver Cromwell: «Der gelangt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht.» Je weniger der Auftrag aus Wahl, je mehr er aus einem Müssen an mich fiel, um so belangloser werden die Fragen der Auffassung und selbst der Einsicht, um so bedrängender die Verpflichtung zum Einsatz. Es mag dann auch das Gefühl dafür sich einstellen, daß mein Auftrag von einer Rechenschaft heischenden Instanz stamme, der die Form meines Tuns sehr gleichgültig, die Intensität meines Ergriffenseins entscheidend sei.

Verinnerlichung macht vom Wortlaut und von der äußeren Erscheinung des Auftrages frei. Sie macht auch die unausweichlichen Zufälligkeiten in der Ausführung unbedeutend und entläßt aus der Abhängigkeit von Erfolg und Mißerfolg. Die Pflicht zum Einsatz wird davon nicht berührt. Sie ist die erste Bedingung, daß zwischen Auftrag und Persönlichkeit eine Beziehung überhaupt sich gestalte.

«Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.»

Wir wenden das Wort für gewöhnlich auf dem Felde des mutigen Wagens an. Es ist aber für die Ritter vom Geiste von nicht geringerem Wahrheitsgehalt wie für die Holkischen Jäger.